

Eduard Führ (Cottbus)

## Eigenheim und Eigenheimat

### 1. Das Eigenheim auf dem Lande

Ich möchte mit einer Geschichte von Leuten beginnen, auf die wir Fachleute kritisch herunterschauen: Eine Familie (Vater, Mutter – so zwischen 40 und 50 - die beide arbeiten, zwei Kinder – so um die 20 - die am Ort studieren), die aus ihrer Mietwohnung in eine kleines und – weil sie wegen der allgemeinen ökonomischen Lage nicht viel Erspartes haben und zudem kein großes finanzielles Erbe erwarten - bautechnisch sehr einfaches und billiges Eigenheim nach draußen, und zwar dorthin, wo es besonders billig ist, also auf's Land, ziehen.

Moderne Menschen, Architekten sowieso, machen sich natürlich über die piefigen Einfamilienhäuser im Osten der Republik lustig. Es gehört auch zur Standardeinstellung kritischer Planer, Stadttheoretiker und Soziologen, das Eigenheim als Inbegriff kleinbürgerlichen Lebens und damit als Grund für einige falsche politische Entwicklungen und sogar für menschenverachtende Missetaten in der Geschichte anzusehen. (Womit sie aber immer das kleine Eigenheim und nicht das eigene Haus gemeint haben).

Wir finden, dass sie wirklich alles falsch machen:

persönlich

- Sie verspielen ihre alten sozialen Bindungen,
- sie verschulden sich und riskieren bei Arbeitslosigkeit und Einkommensausfall den Verlust des Hauses,
- sie binden sich durch das Haus und können so nicht mehr flexibel auf den Arbeitsmarkt reagieren,
- sie verzichten aus finanziellen Gründen auf Urlaubsreisen und reduzieren die Kosten - und das heißt die Qualität – des Haushalts,
- sie belasten sich mit einem zu billigen Haus, das bald Reparaturkosten bringen und stark im Wert verlieren wird,
- sie sind zu hohem Fahraufwand gezwungen,

kulturpolitisch

- sie verhalten sich – durch die Zersiedlung der Landschaft und durch das viele Autofahren – umweltschädlich,
- sie reduzieren durch den Wegzug die Einwohnerzahl, ziehen die Steuern aus ihren ehemaligen Städten ab und gefährden so deren Existenz als Ort der Kultur und als Großstadt. Sie entvölkern die Innenstädte.

Glücklicherweise – für uns Fachleute – sind die Gesetze zur Förderung des Wohnungseigentums gerade in der Änderung, so dass dies demnächst nicht mehr auch noch finanziell unterstützt werden wird.

Die Leute aber scheinen uneinsichtig, sie ziehen ins Grüne und fühlen sich dort wohl. Was wir ihnen noch zugestehen, ist, dass da offensichtlich ein Bedürfnis besteht'.

Es ist jedoch nicht das eine undifferenzierbare Bedürfnis nach einem Eigenheim auf dem Lande, sondern es sind eine ganze Reihe komplexer Bedürfnisse, Sehnsüchte, Wünsche und Vorstellungen vom Guten Leben, zu deren Realisierung man ein Eigenheim auf dem Lande für geeignet hält. Diese Motive sind bisher zu wenig erforscht, sind als mannigfaltige und ausdifferenzierte unter der Klassifizierung ‚Bedürfnis nach Eigenheim‘ verdeckt.

Aus sozialer Zuneigung zur Familie und aus kognitivem Interesse möchte ich versuchen, die Motive meiner Familie herauszufinden; allerdings täte eine größere repräsentative Untersuchung Not.

Um meine Familie zu verstehen, muss ich noch etwas nachfragen: Sie lebte in einer Plattenwohnung in irgendeiner Stadt am östlichen Ende der Republik, beiden Eltern hatte man nach der Wende ihre ordentlichen Jobs genommen (von ‚verlieren‘, obwohl das Sprachgefühl dieses Verb in diesem Zusammenhang nachdrücklich fordert, kann man ja wohl nicht sprechen), der Ehemann arbeitet inzwischen am anderen Ende der Bundesrepublik in einer wohlhabenden und großartigen Stadt eines alten Bundeslandes und pendelt zum Wochenende, die Ehefrau arbeitet in einer unterqualifizierten Stelle am Ort, könnte aber ohne weiteres einen Job in dieser westdeutschen Stadt haben, da man dort gerade nach ihrer höheren Qualifikation sucht. In dieser wäre die Versorgung ihrer Grundbedürfnisse optimal, die Ehefrau könnte ihren geliebten alten Beruf wieder aufnehmen, die Eheleute könnten zusammenleben, Wohnen und Arbeiten – um es planungssoziologisch auszudrücken – wären wieder eine Einheit und ihre Kinder könnten an einer großen und ehrwürdigen Universität studieren.

Natürlich wandern die Leute auch ab. Aber hier soll interessieren, warum die Ehefrau am Ende der Republik bleibt? Warum pendelt der Mann wöchentlich 700 km? Warum wollen die Kinder an der kleinen und neuen Universität in der Nähe studieren?

Warum entscheiden sie sich gezielt dafür, in ein Eigenheim auf's Land zu ziehen? Warum ziehen sie nicht weg in diese westdeutsche Stadt, obwohl – wie es Außenstehenden scheint – dann alles besser würde?

Soziologen würden antworten, dass sie hier Heimat und Ortsbindung haben.

Nun zeigt sich aber, dass meine Modellfamilie gerade ihre Bindung an den Ort aufgibt, um Heimat an einem anderen Ort, in fremder und neuer Umgebung, zu finden.

Wenn sie in der Region bleiben, liegt es dann an der Landschaft, die ja immer als Heimatkonstituent behauptet wird?

Wohl nicht! Denn die wohlhabende westdeutsche Stadt, in die die Familie nicht zieht, liegt an den Ausläufern einer seit Beginn der Schwärmereien für Landschaft als idealtypisch angegebenen Landschaft. Der neue Wohnort, an den sie ziehen, liegt hingegen in einer Umgebung, die man aufgrund der langweiligen Topographie und der industriellen Zerstörungen noch nicht einmal als Landschaft bezeichnen würde.

Unsere Modellfamilie zieht nicht auf's Land, weil's draußen so viel Landschaft hat oder weil dies ihre Heimat ist, in der sie aufgewachsen und an die sie gebunden sind.

Sie ziehen auf's Land,

- weil sie ihren Kindern etwas in deren Zukunft mitgeben wollen,
- weil sie Selbstbestimmung und Selbständigkeit wollen,
- weil sie ‚für sich‘ sein wollen,
- weil sie in der Bundesrepublik ankommen wollen,
- weil sie sozial in die Mittelschicht aufsteigen wollen,
- weil sie ‚leben‘ wollen, wobei sie unter ‚leben‘ ein familiäres, d.h. nach innen auf die Mitglieder der Familie konzentriertes, großzügig (viel Grundfläche) ausgestattetes Zusammensein in der Familie verstehen. Deshalb kommt es also in ihrem Haus nicht auf Schlafzimmer, Küche oder Bad an, sondern auf die Größe des Wohnbereiches und auf den Zugang zum Garten. Dieser wiederum wird nicht als Natur genommen, sondern als erweiterter Wohnbereich definiert, den man mit Rasen betteppicht und mit ein wenig Blumen dekoriert, wie man es immer schon in seinem Wohnzimmer getan hat
- und weil sie dies alles nur auf dem Lande finanzieren können.

Was sie in der Region bauen lässt und nicht in dieser westdeutschen Stadt ist die Unterstellung, dass die Nachbarn hier die gleiche Biographie, sowie die gleiche Art der Kommunikation haben und dass sie in der gleichen Situation sind, dass man es also mit Gleichen zu tun hat.

Man ist zwar auch Opfer, aber sogar darin Partizipant der Veränderungen gewesen, in der westdeutschen Stadt wäre man unbeteiligter Fremder.

Man sieht sich in einer Kultur im Übergang und fühlt sich daran beteiligt. Man hat ein Gefühl, das man als modern bezeichnen könnte, wenn man damit bezeichnet, dass man erlebt, dass es anders und besser wird.

Man sieht den Westen hingegen als statisch, was weder dem eigenen Lebensgefühl des Aufbruchs entspricht noch das Gefühl gibt, einbezogen zu sein. Deshalb auch ziehen die Kinder es vor, an den neuen gut ausgestatteten und vorwärts strebenden Universitäten im Osten zu studieren.

Das dadurch notwendig gewordene Pendeln ist zwar eine Last, die man aber für die anderen Vorteile hinnimmt. Um Freiheit zu gewinnen (und sich auch gegen die Praxis der Vergangenheit zu stellen) will man Arbeiten und Leben voneinander trennen. Das Pendeln wird als Notwendigkeit angesehen, seinen Unterhalt zu verdienen und weder zum ‚Leben im Übergang‘ zwischen verschiedenen Lebensformen (Welsch) noch als postmoderne ‚Patchwork Identität‘ (Gross) noch als freie Wahl zwischen Lebensstilpaketen idealisiert.

Die Familie führt in ihrem Eigenheim auf dem Lande ein urbanes Leben. Kultur und Welt holen sie sich virtuell durch Tageszeitung, Zeitschriften, Nachrichten, Fernsehfeatures und Videoleihfilme ins Haus. Wenn sie reale Urbanität wollen, fahren sie in die Hauptstadt.

Natürlich handelt es sich um einen kleinbürgerlichen Aufbruch, besser verstanden: um einen Aufbruch der kleinen Bürger; nichts Großartiges, keine Revolution der Kultur. Vielmehr einen Aufbruch in die Kultur. Aber immerhin!

Es zeigt sich ein Lebensmodell in globalisierenden Gesellschaften, das man vom Grünen Tisch der Fachleute nicht einfach so herunterwischen sollte, selbst wenn es selbstzerstörerisch sowie stadt- und umweltfeindlich scheint.

In dem Eigenheim findet man einen festen Boden unter den Füßen. Das Eigenheim auf dem Lande ist eine Weise, innerhalb der globalisierten Wirtschaft individuell mit den Zumutungen, persönlichen Belastungen und mit den gesellschaftlichen Problemen umzugehen.

Und darin entdecken wir einen Unterschied: Während das Eigenheim, vor allem das gemietete Eigenheim im Nationalsozialismus, bisher fast stets zur Sedierung diente und auch heute noch im Westen als Ziel der Karriere und als Ende von Entwicklung und Veränderung funktionieren, dient das Eigenheim im Osten (oft auch) als Instrument eines Aufbruchs. Das kleine Eigenheim im Osten ist billig und ästhetisch unerfreulich – auch darin unterscheidet es sich. Aber: nun gut! Das waren auch die Häuschen der Arbeitersiedlungen.

Natürlich gibt es in der Region auch Leute, die nichts anderes tun, als dem Alten nachzuweinen oder die mehr und mehr verdampfen. Ich will das nicht generalisieren und gestehe auch gerne zu, dass ich ein wenig schwärme. Und es ist sicherlich richtig, die Familien haben nicht wirklich einen festen Grund gefunden. Die Bedenken, die die Fachleute haben und die ich eingangs als Kritik am Bau der Eigenheime auf dem Land aufgeführt habe, sind nicht beiseite zu schieben. Die Jobs sind gefährdet, die mangelnde bauliche Qualität wird hohe Kosten verursachen.

Auch hat das Modern-sein im Gegensatz zur Moderne der zwanziger und fünfziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts (bisher) noch keinen Stil, noch keine geglückte ästhetische Formulierung gefunden.

Die Eigenheime stehen irgendwie herum. Sie beziehen sich kaum architektonisch oder sozial aufeinander und bilden deshalb keinen gemeinsamen öffentlichen Zwischenraum. Sie stehen weder in der Landschaft, noch in der Stadt; auch nicht in einer Zwischenstadt.

Sie stehen nicht in der Landschaft. Das liegt einmal an den einzelnen Häusern, sie sind industriell geplante und produzierte, in der Form neutral gehaltene Massenware oder gar idealkitschige Allgäutypen, die über ganz Europa gestreut werden und zudem nach der ratio effizienter Ausnutzung der Flächen und nicht im Bezug auf den Umraum oder die Topografie situiert sind. Sie werden des weiteren oft aus Kostengründen auf billigen Restflächen gebaut, die weder ökologisch noch landschaftsästhetisch bedeutsam.

Ferner ist das Land, auf dem man gebaut hat, faktisch nicht oder noch nicht Landschaft. Das gilt für das Verständnis von Landschaft im traditionellen Sinne, dass also das Terrain keine erfreuliche ästhetische Form, keine bedeutungsvolle Gestalt, keine sublimierende Funktion hat, aber auch im soziologisch-kulturwissenschaftlichen Sinne der Kulturlandschaft, dass es also kein komplexes Wirkungsgefüge und keine gemeinsame Welt mit ‚Wir-Gefühl‘, spezifischer Rationalität des Denkens und des individuellen, sozialen und politischen Handelns gibt.

Die Eigenheime bilden keine Stadt. Es gibt in der Streuung keine Dichte, keine Fülle und keine Zentrierung. Es gibt keine soziale und kulturelle Infrastruktur. Es gibt keinen Umgang in Distanz, keine Cerebrierung (Simmel, Mitscherlich), kein gemeinsames Geheimnis (Simmel), keine allgemeine Zugänglichkeit zu Diskursen über alle nur möglichen Themen ohne Ansehung der Person (Habermas).

Die Eigenheime stehen auch nicht in einer Zwischenstadt, wie sie Tom Sieverts versteht, als ein besonderer Ort der Heterogenität, der pittoresken Ungeordnetheit, des Bastelns, der Freiheit und der Aktivität, obwohl viele Eigenschaften dieser ‚verstädterten Landschaft‘ oder ‚verlandschafteten Stadt‘ (Sieverts 1997, S. 7) auch hier zutreffen. Die Eigenheime auf dem Lande sind nicht vernetzt und sind nicht ‚dicht‘, so wie es heute im ‚Rhein-Main-Gebiet‘ oder im ‚Ruhrgebiet‘ ist.

Die Agglomerationen der Eigenheime können sich auch nicht von außen nach innen auf die alten Städte bzw. auf deren Zentren als Ort des Städtischen und der kulturellen Identität beziehen. Das hatte noch Bruno Taut als Gesamtkonzept von ‚Aufgelöster Stadt‘ und ‚Stadtkrone‘ gedacht. Die Innenstädte sind im Ergebnis eines einige Jahrzehnte andauernden Prozesses der Akzeptanz privater unternehmerischer Interessen und des Rückzug aus der Finanzierung von Kultur- und Sozialgeneratoren durch die Administrationen der Städte sowie des Desinteresses der Bewohner desurbanisiert.

Was dort ist, an Öffentlichkeit, Urbanität, kulturregionaler Identität, Freiheit und Heterogenität befindet sich in den Wohnzimmern, entsteht in den Bücherregalen, Musikanlagen, Radios, Fernsehern, Videorekordern, Telefon- und Internetverbindungen.

## **2. Heimat definieren**

In den vergangenen zweihundert Jahren haben sich allein im deutschen Sprachkreis eine große Anzahl sehr unterschiedlicher Verständnisse von Heimat herausgebildet; sie haben sich teilweise im Alltag herausgebildet, teilweise auch sind sie gezielt lanciert worden. Ich möchte sie einmal dahingestellt sein lassen und alternativ ein Verständnis vorschlagen, mit dem man alle Verdinglichungen und ethnischen Ausgrenzungen vermeiden und dennoch die wichtigen Aspekte von Heimat fassen könnte.

### **Heimat als Geheimnis**

Vilém Flusser hat in seinem autobiographischen Text ‚Wohnung beziehen in der Heimatlosigkeit‘ einen Unterschied aufgestellt zwischen Wohnung und Heimat.

Die Wohnung ist für Flusser in Heideggerischer Definition „die Weise, in der ich mich überhaupt erst in der Welt befinde; es ist das Primäre“, ohne Wohnung, „ohne Schutz von Gewöhnlichem und Gewohntem“ sei ein Leben nicht möglich. Selbst der Clochard habe eine Wohnung, selbst in Auschwitz habe man gewohnt.

In Abgrenzung dazu sei Heimat Mystifikation des Gewohntem, eine „geheimnisvolle Verwurzelung in infantilen, fötalen und transindividuellen Regionen der Psyche“, ein ‚verderbliches Gefesseltsein an die Dinge‘ und durch Geburt erzeugte Zwangsbeziehungen.

*„Die sogenannten Werte, die wir dabei sind, mit der Seßhaftigkeit aufzugeben, also etwa den Besitz, die Zweitrangigkeit der Frau, die Arbeitsteilung und die Heimat, erweisen sich dann nämlich nicht als ewige Werte, sondern als Funktionen des Ackerbaus und der Viehzucht. Das mühselige Auftauchen aus der Agrikultur und ihren industriellen Atavaren in die noch unkartographierten Gegenden der Nachindustrie und Nachgeschichte (»hinc sunt leones«) wird durch derartige Überlegungen leichter. Wir, die ungezählten Millionen von Migranten (seien wir Fremdarbeiter, Vertriebene, Flüchtlinge oder von Kornseminar zu Kornseminar pendelnde Intellektuelle), erkennen uns dann nicht als Außenseiter, sondern als Vorposten der Zukunft. Die Vietnamesen in Kalifornien, die Türken in Deutschland, die Palästinenser in den Golfstaaten und die russischen Wissenschaftler in Harvard erscheinen dann nicht als bemitleidenswerte Opfer, denen man helfen sollte, die verlorene Heimat zurückzugewinnen, sondern als Modelle, denen man, bei ausreichendem Wagemut, folgen sollte. (alle Flusser-Zitate nach <http://userpage.fu-berlin.de/~zosch/ops/flusser.html>)*

Flusser stellt sich gegen mystische Zwangsheimaten, aber nicht gegen Heimat überhaupt. Als in Freiheit gewobene ‚dialogische Fäden der Verantwortung und des Einstehens für den anderen‘, sei sie anzustreben.

Diese Unterscheidung in Heimat und Wohnen ist m. E. problematisch, wenn Flusser sie auch gelebt haben mag.

Denn zum einen ist das Wohnen – nicht nur bei Heidegger – mehr als das Gewohnte und Gewöhnliche. Als Weise des In-der-Welt-Seins entwirft sie Individuum, Gemeinschaft und Gesellschaft, sie impliziert dabei eine je spezifische Haltung zur Welt, es ist nicht nur das Gewohnte und Gewöhnliche. Das Wohnen in Auschwitz, das nach einer Zeit gewohnt und gewöhnlich geworden sein mag und deshalb in gewisser Weise erträglicher als am Anfang, besteht trotz der Gewöhnung in der Erniedrigung, in der körperlichen, psychischen und sozialen Zerstörung der Menschen sowie in ihrer Ermordung. Wohnen würde ich das nur in den Aspekten nennen, in denen die Menschen - trotz Auschwitz – Nischen der Selbstverwirklichung und -erwirkung sowie der Selbst- und Umweltgestaltung gefunden haben. Nicht das Gewohnte macht das Wohnen aus – nicht jedes Sprachspiel ist geglückt – sondern der realisierte Eigensinn. Wohnen ist immer Heimat, ohne Heimat ist es ein Hausen.

Zum anderen kann man Heimat wiederum nicht auf interaktive und direkte Sozialbeziehungen reduzieren, seien sie noch so intensiv und verantwortungsvoll. Heimat ist sicherlich nicht Mystifikation, sie ist aber – im Sinne von Simmel – Geheimnis. Was er damit meint, macht er in seiner Soziologie (1908) in Bezug auf unterschiedliche Arten von Gesellschaften, seien es Geheimgesellschaften, Zweckgemeinschaften oder Freundschaften, deutlich. Geheimnisse schließen nach innen zusammen und schaffen so einerseits Öffentlichkeit; zudem grenzen sie nach Außen ab und generieren so andererseits Privatheit. (Simmel 1908, S. 299). Geheimnis kann dabei wortwörtlich gemeint sein, als ein klar verbal formuliertes und gemeinsam bewußt geteiltes Wissen, es kann aber ebenso auch gemeinsames und wenig bewußtes Verhalten sein.

*„Das Geheime an den Gesellschaften ist eine primäre soziologische Tatsache, eine bestimmte Art und Färbung des Zusammen, eine formale Beziehungsqualität, in unmittelbarer oder mittelbarer Wechselwirkung mit andern solchen den Habitus des Gruppenelementes oder der Gruppe bestimmend...“ (Simmel 1908, S. 293)*

In diesem Sinne besteht Heimat im Geheimnis, im Haben einer gemeinsamen Welt und in der gemeinsamen ratio des Denkens, Fühlens und Tuns. Heimat heißt also, eine spezifische Öffentlichkeit mit anderen zu teilen und sie gegen andere auszugrenzen. Die Heimat der Wohnung besteht in der innen bestehenden Öffentlichkeit miteinander, die andere ausschließt und insofern – von außen – als Privatheit empfunden wird.

Die Eigenheime auf dem Land bieten diese heimatliche Öffentlichkeit.

## **Heimat als Situation**

Nicht alles, was sich als Heimat zeigt und was ich als Heimat empfinde, ist Heimat. Heimat gründet nicht in der Empfindung, sondern im Tun.

Ich habe immer unterschieden zwischen gebildeter und eingebildeter Heimat, d. h. zwischen einem Ort, der Heimat generieren kann und einem Ort, der als Heimat gedacht, empfunden und gesehen wird (Führ 1985), wobei natürlich auch gebildete Heimat als Heimat erfahren, angesehen und bewusst werden kann. An dem, was wir uns unreflektiert als Heimat einbilden, haben zu viele von ihrem politischen oder ökonomischen Interesse geleiteten Mächte mitgewirkt, seien es die Stahlbarone des 19. Jahrhunderts, die vaterländischen Bünde der Jahrhundertwende, die Nationalsozialisten oder die revisionistischen Vertriebenenverbände.

Heimat gründet in der Situationalität des Ortes.

*„Hier stehe ich am Fuße jenes Felsens, der mir als „nicht ersteigbar“ erscheint. Das bedeutet, dass der Felsen nur im Lichte einer geplanten Besteigung erscheint - eines untergeordneten Planes, der seinen Sinn von einem Anfangsentwurf aus erhält, der mein In-der-Welt-Sein ist. So hebt sich der Felsen vom Hintergrunde der Welt ab durch die Auswirkung der anfänglichen Wahl seitens meiner Freiheit. Andererseits kann aber meine Freiheit nicht darüber entscheiden, ob der «zu ersteigende» Fels sich der Besteigung darbietet oder nicht. Das ist ein Bestandteil des naturhaften Seins des Felsens. Jedenfalls kann der Felsen seinen Widerstand gegen die Besteigung nur bekunden, wenn er durch die Freiheit in eine «Situation» eingefügt wird, deren allgemeines Thema die Besteigung ist. ... Das Gegebene als solches enthüllt sich als Widerstand oder als Hilfe nur im Lichte der projektierenden Freiheit. (Sartre 1943, S. 618)*

Eine Situation – und ich beziehe mich dabei auf Sartre (Sartre 1943) - ist die von mir zu meiner Welt entworfene Umwelt, die mir in diesem Zur-Welt-werden ein Handlungsfeld umgrenzt (definiert) und eröffnet mit allen Zwängen, Nöten, Möglichkeiten und Freiheiten und dadurch zugleich mich in meiner Subjektivität definiert und öffnet.

In der Situation sind Materialität und Subjektivität, Wirklichkeit und Möglichkeit zugleich entworfen.

*Wir nennen Situation die Kontingenz der Freiheit inmitten des Seins-Plenums der Welt, insofern dieses ‚datum‘, das nur da ist, um der Freiheit keinen Zwang anzutun, sich dieser Freiheit nur enthüllt als schon gelichtet durch das Ziel, das sie wählt. So erscheint das ‚datum‘ dem Für-sich niemals als Naturprodukt und An-sich; es wird immer als Anlaß entdeckt, da es sich nur im Lichte eines Zieles, durch das es aufgehellt wird, enthüllt. (Sartre 1943, S. 617/618)*

Die eigene Welt, Heimat, ergibt sich für ihn im konfigurierenden Entwurf der Welt und des Selbst, und damit der Handlungsmöglichkeiten in ihr. Heimat ist kein emotionaler Einklang mit der Umgebung (Mitzscherlich 1997; S. 35), sondern ein subjektiv entworfenes materiales Spielfeld. Ein Wohlgefühl ergibt sich aus der Vertrautheit und Verlässlichkeit der Situation und der subjektiven Möglichkeiten..

## **Heimat als Kulturlandschaft**

Heimat ist kein subjektives Erlebnis, kein Lebensgefühl, sondern – ich würde sagen: allein - mit einem Wohlgefühl verbunden. Das gilt bereits für Heimat als Geheimnis. Es ist nicht das Gefühl besonders enger Verbundenheit, sondern ein Wohlgefühl, das sich aus der engen Verbundenheit ergibt, und zwar dann, wenn und insoweit und solcherart, wie in einer Gruppe ein Geheimnis geteilt wird. Es ist zudem das Wohlgefühl, das entsteht, wenn ich ein Spiel entwerfe und meinen Spielraum entdecke.

Obwohl die meisten Autoren, die über Heimat schreiben, meinen, sie müssten ihre persönlichen Erlebnisse und Gefühle einbringen, ist Heimat keine subjektive intrinsische Entität.

Man kann Heimat zwar mit Herkunft verbinden (Mitzscherlich 1997; S. 31), sie ist aber nicht Herkunft; sie ist nicht temporal zu bestimmen. Insofern unterscheidet sich Heimat von Nostalgie.

Heimat ist keine subjektive Innenwelt. Selbst für die Romantiker des frühen 19. Jahrhunderts war Heimat eine durch Gemütswerte geformte Außenwelt, um es in einem Sprachspiel zu formulieren: eine Außenwelt von großer Innerlichkeit.

Heimat ist ein Raum. Oder sagen wir besser eine Welt, da sie einen Horizont hat. Oder sagen wir noch besser eine Landschaft, da es sich um die Ordnung der Dinge in der Welt handelt. Die Ordnung ist gesetzt, also handelt es sich um eine Kulturlandschaft.

Unter Kulturlandschaft verstehe ich ein Territorium, das durch ein gemeinsames Geheimnis und durch einen gemeinsamen Entwurf einer Situation in einen Zusammenhang gebracht wurde und sich damit auch von anderen Territorien oder Landschaften abgrenzt. Insofern grenzt sich eine Kulturlandschaft aus der Gesamtheit der Erde aus, insofern unterscheidet sich heimatliche Welt von Globalität.

Die Natur des Territoriums kann dabei förderlich sein, ist aber nicht Voraussetzung für die Entstehung einer Kulturlandschaft (siehe unten Ruhrgebiet).

Kulturlandschaft kann man von der Wohnung m. E. auf der Basis von Intimität und Persönlichkeit der Geheimnisse, nach spezifischen Inhalten der Geheimnisse sowie der Anzahl der ‚Geheimnisträger‘ und nach der Verbindlichkeit unterscheiden; in diesem Sinne könnte man auch von Makro- und Mikroheimat sprechen.

### **3. Gemachte Heimat**

Ich würde Flussers Unterscheidung von Heimat und Wohnen mitmachen, wenn mit ihr Makro- und Mikroheimat gemeint sind, wobei es weitere nicht notwendig miteinander kompatible Makroheimaten (Deutschland, Europa, ‚Erste‘ Welt) und Mikroheimaten (mein eigenes Zimmer, mein Schreibtisch) geben kann. Alle gründen im Geheimnis, in der jeweiligen Eigenart; sie bilden eine Situation, ein spezifisches Handlungsfeld für mein Tun.

Mikroheimat mag es im eingangs geschilderten Eigenheim geben - das werden wir später noch einmal diskutieren – in dem eingangs beschriebenen Szenario, in heutigen Peripherien - fehlt aber die Makroheimat, es fehlt Landschaft, Kulturlandschaft.

Wie entsteht, wie macht man eine Kulturlandschaft, Makroheimat?

Es gibt in Deutschland ein Vorbild (vielleicht ist es das einzige), wie irgendwo und aus unbeheimateten Pendlern eine Kulturlandschaft wird, das ist das Ruhrgebiet. Ich denke, man kann hier Lösungswege finden, sowie aus den Fehlern lernen.

Das ‚Ruhrgebiet‘, das seinen Namen zu Beginn des 20. Jahrhunderts erhielt, bildete vor der Nutzung durch sich miteinander verbindende und ausdehnende Industrien (Kohle, Stahl, Chemie) im 19. Jahrhundert keine zusammenhängende Landschaft. Teilbereiche anderer aneinandergrenzender Regionen (Westliches Westfalen, ein bestimmter rechts vom Fluß liegender Abschnitt des Niederrheins, die alten Städte am Hellweg, zerstreute Bauernschaften im Norden, die nordwestlichen Ausläufer des Sauerlandes) wurden wegen der natürlichen Vorgegebenheit eines Verkehrsweges (Ruhr) und der sich unter allen diesen Teilregionen sich erstreckenden Kohlevorkommen gemeinsam und in gleicher Weise genutzt.

Aus nahezu ganz Mitteleuropa zog neue Bevölkerung zu. Sie wurde nicht seßhaft, in der Gründungsphase, als das Wasser noch eine Rolle als Antriebskraft spielte, pendelte sie im Winter in ihre alte Heimat, später dann zog sie von Betrieb zu Betrieb, weil sie so ein paar Pfennige mehr verdienen konnten. Dieses ‚Schwimmen der Bevölkerung‘ (wie es Alfred Krupp nannte) war dramatisch, wie Wehler (1995, S. 506) mit statistischen Daten belegt. So zogen in Dortmund von 1880 bis 1890 135.000 Einwohner zu, aber zugleich 115.000 Einwohner ab, von 1890 bis 1900 245.800 zu, 202.600 ab, von 1900 bis 1910 400.600 zu und 348.100 ab; auf Essen treffen ähnliche Zahlen zu: von 1880 bis 1890 zogen 118.000 Einwohner zu und 100.000 ab, von 1890 bis 1900 dann 247.800 zu und 210.800 ab und von 1900 bis 1910 schließlich 459.800 zu und 434.300 ab. In den zehn Jahren zwischen 1900 und 1910 wechselten in Dortmund dreiviertel Millionen Menschen ihren Wohnort, in Essen fast eine Million.

#### **Mikroheimat Eigenheim**

Um diese Arbeitsimmigranten seßhaft zu machen, wurde im dritten Drittel des 19. Jahrhunderts ein Wohnungsbau- und Siedlungsprogramm entwickelt und umgesetzt. Jeder Arbeiter erhielt für sich und seine

Familie (und nur für seine Familie) eine abgeschlossene und entweder durch Isolierung der Eingänge (im Arbeiterwohnhäuschen für 4 Familien) oder durch Flure ausgegrenzte Wohnung (im Mehrfamilienhaus) sowie ein Gärtchen zur Selbstversorgung. Der spezifische Zuschnitt der Wohnungen und ihre Vermietungsbedingungen erwirkte ein Selbsthaftwerden und die Konstitution und Ausgrenzung bürgerlich-christlicher (Verheiratete) Kernfamilien, zunächst aber nur als inselartige Lösungen (Arbeitersiedlungen). Es wurde ihnen mit den Gärtchen eine Situation gegeben, in der sie eigenständig und vertrauensvoll handeln konnten. Aber es gab – wie heute in den Bereichen der Eigenheime auf dem Lande – keine Makroheimat, keine gemeinsame Landschaft. Ein wenig gab es ein ‚Wirgefühl‘ unter den Arbeitern eines bestimmten Unternehmens („Kruppianer“), aber keineswegs ein ‚Ruhrgebiet‘.

## **Makroheimat Kulturlandschaft**

Erst nach dem 1. Weltkrieg ging man daran, die durch die Fabrikation und den Verkehr (nun das Netz der Eisenbahnlinien) inzwischen faktisch aneinandergebundenen Teilregionen in ihrer Eigenart und spezifischer Situation als eine Landschaft zusammenzudenken und bewußt zu machen.

Diese geschah teilweise aus dem Widerstand gegen die Franzosen, teilweise aber auch um zum Widerstand gegen die Franzosen auszustatten, setzte sich aber auch nach dem Abzug der Franzosen fort. Es entstanden aus unterschiedlichen Motiven und von unterschiedlichen Seiten Entwürfe für ein ‚Ruhrgebiet‘ ein ‚Ruhrland‘, einen ‚Kohlenpott‘, die man in Konkurrenz und Widerspruch zueinander durchzusetzen versuchte. Die Konzepte – welcher Art auch immer - wollten eine Makroheimat erzeugen, in der die einzelnen Inseln der Arbeitersiedlungen mit den restlichen Territorien zusammengefügt waren, mit der dann eine große gemeinsame Landschaft für die gesamte Bevölkerung entstehen sollte.

## **Zur Kritik gemachter Heimat**

So weit so gut. Oder besser: so weit und nicht so gut. Denn Region und Wohnung waren Instrumente einer Fremdbestimmung.

Das Programm – Alfred Krupp hatte keine Scheu, es in einer Ansprache an seine Arbeiter auch öffentlich auszusprechen – war, die Arbeiter städtebaulich in den Siedlungen und damit gesellschaftlich zu isolieren, ihnen ein Heim zu geben, das ihre Wohnbedürfnisse formte, indem es sie befriedigte, sie zur Heirat und zur Gründung einer bürgerlichen Kleinfamilie anzuhalten und sie damit zum einen stark vom Unternehmen, das ihnen die Wohnung vermietete, abhängig zu machen und zum anderen sie aus dem öffentlichen Raum, aus den Kneipen, herauszuholen (worin die Unternehmen wiederum von den Ehefrauen, allerdings aus anderen Gründen unterstützt wurden), damit sie dort nicht politisierten, bzw. nicht einem vom Unternehmen nicht bestimmten politischem Einfluss unterlagen. Wie Krupp („Ein Wort an die Angehörigen meiner gewerblichen Anlagen“; Essen 1877; in Führ/Stemmerich 1985, S. 314) formulierte:

Nach gethener Arbeit verbleibt im Kreise der Eurigen und überlasst das Politisieren, das ihr doch nicht versteht, Leuten, die es besser können (womit er sich meinte).

Die den Wohnungen zugegebenen Gärten halfen dabei, den Arbeiter in der Freizeit an das Haus zu binden und eine rigide Lohnpolitik zu betreiben. Die Gärten ihrer Arbeiter dienten den Unternehmern zugleich als Vorsorge für schlechtere Zeiten. Die Nutzgärten ermöglichten es, die Arbeiter freizusetzen, ohne dass sie zu einem sozialpolitischen Problem wurden und sie in der Macht zu halten. Die fachlich und an spezifischen Arbeitsplätzen ausgebildeten Arbeiter blieben so am Ort und in der Abhängigkeit vom Unternehmen. Die Arbeiter hatten Situation und Handlungsmöglichkeiten, allerdings in einer ‚Ersatz‘heimat, die sie von den politischen Gestaltungen eigentlich wichtigen Problemen ablenkte.

Die heutige Lage in den Peripherien, vor allem im Osten der Republik ähnelt an der Oberfläche der vor zweihundert Jahren. Allerdings mit großen Unterschieden im Kern.

#### **4. Zu machende Heimat**

Im 19. Jahrhundert waren die Unternehmen an einen Ort fixiert. Die Unternehmer waren deshalb daran interessiert, ihre Arbeiterschaft an diesen Ort zu binden, ihr Heimat zu geben.

Heute gibt es ‚Schwimmende Unternehmen‘; es sind Firmen, die weltweit agieren und sich genauso hier wie dort ansiedeln können und dies tun, wenn es ihre Produktionskosten verringert. Sie entwickeln keine Bindung an den Ort, sie übernehmen keine Verantwortung für die Region. Sobald es sich rechnet wegzugehen, gehen sie. Die im Grunde heimatlosen Unternehmen sind gerade nicht an einer Heimatfindung ihrer Beschäftigten interessiert.

In einer Zeit der Verringerung der Bedeutung des Faktors Arbeit und der großen Arbeitslosigkeit resultiert daraus die Erhöhung der Anforderung der Mobilität; eine neue ‚Schwimmende Bevölkerung‘ entsteht.

Eine Untersuchung für das Ruhrgebiet (ILS Trends 1/04) spricht von einer Erhöhung um 37% zwischen 1987 und 2000 auf nun mehr als 3 Mill. Pendler, wobei darin 13% Auszubildende sind. Die Hälfte der Tagespendler fährt zwischen 10 und 25 km, ca. 20 % aus dem Ballungskern und 16 % aus den Ländlichen Zonen zwischen 25 – 50 km. Immerhin 5% der Pendler aus den Ballungskernen fahren auch 50 km und mehr.

Leider kann man nicht ersehen, wie lange die Pendler jeweils fahren, da dies nicht nur von der Entfernung, sondern auch vom Verkehrsmittel und – beim Auto – vom Verlauf der Straßen abhängt.

Wenn man zur reinen Fahrtzeit die Wege zwischen Wohnung und Fahrzeug bzw. zwischen Fahrzeug und Arbeitsstätte addiert, dürfte es sich um 1 bis mehr als 2 Stunden für einen Weg und um 2 bis mehr als 4 Stunden für die Gesamtzeit pro Tag handeln.

Hinzu kommen noch Wochenendpendler, wobei es dazu bisher keine genauen Daten gibt und man deshalb nur vermuten kann, aber es wird sich im Ruhrgebiet um Auspendler vor allem nach Berlin, Frankfurt, Hamburg und München handeln und um Einpendler aus den Neuen Bundesländern. In den Neuen Bundesländern pendelt man für die Woche ins Ruhrgebiet, nach München und in das Rhein-Main-Gebiet.

Für die neuen Wanderarbeiter, seien sie Tagespendler oder Wochenendpendler, tendiert die Wohnung unter der Woche – aus Zeitgründen - zur geheimnislosen und nichtsituativen, unbeheimateten Schlafstelle. Aber auch für die bei Wochenendpendlern zurückgebliebene Familie entheimatet sich die Wohnung, weil es eine Trennung der Geheimnisträger gibt.

Am Wochenende dann verbleibt man im Kreise der Familie; man braucht das große Wohnzimmer, nicht weil man es mit der Familie tatsächlich nutzen kann, sondern weil die Quantität des Wohnzimmers der Selbstvergewisserung der Qualität des Wohnens dient.

Wenn nicht die Familien darüber zugrunde gehen und sich Singlehaushalte bilden. Wobei aber hier das Gleiche zutrifft. Da der Arbeitsplatz inzwischen fast überall ziemlich unsicher ist, macht es einerseits Sinn ephemerer zu wohnen, geheimnisvolle Bindungen zu reduzieren oder sie als leicht lösbare einzugehen, also nicht so viel in den Aufbau nachhaltiger sozialer Beziehungen und in Generierung oder Aneignung einer Kulturlandschaft zu investieren. Andererseits macht es gegen diese Tendenzen Sinn, sich ein Eigenheim zu bauen, um die Nachhaltigkeit von Geheimnis und Situation zu fördern.

Dieser unter den gegebenen Bedingungen sinnvolle Umgang mit den Problemen macht mich skeptisch, ob die Musterbeispiele der letzten Jahre im Wohnungsbau (Freiburg und Tübingen), mit denen versucht wurde, erneut eine Einheit von Wohnen und Arbeiten herzustellen, tatsächlich Antworten auf die Fragen der Zeit sind; jedenfalls keine Antwort auf die Frage des Umgangs mit Schwimmender Bevölkerung in Zeiten der offensichtlich politisch und individuell akzeptierten Globalisierung. Meines Erachtens handelt es sich um das Redesign einer Lebensweise, die längst keine ökonomische Basis mehr hat, wobei in Frage steht, ob es je eine praktische, angenehme, sinnvolle und soziopolitisch sowie politisch positive Einheit von Wohnen und Arbeiten gab.

## **Eigenheim**

Insofern ist das Eigenheim die Woche über ein Versprechen von Heimat und am Wochenende dessen Einlösung.

Die ethische Diskriminierung der Eigenheimer auf dem Lande muss beendet werden, weil es das Leben der Bewohner klischeehaft kritisiert und unsere Erkenntnis verhindert. Man muss die Bedürfnisse und die Setzungen ernst nehmen; was ich hier aus Gesprächen mit einer Familie aufgeschlossen habe, muß auf eine breitere, empirische Basis gestellt werden. Man muß mit den Eigenheimern über Verbesserungen der Grundrisse ihrer Eigenheime arbeiten, damit die Wohnung zur modernen Heimat wird. Man muß auch etwa durch Zuschneiden der Arbeitszeiten auf die Pendler, durch günstige Nachtzugverbindungen oder durch pendlergünstige Sondertarife bei Mobiltelefonen das Eigenheim stärken.

## **Eigenheimat**

Es mangelt – wie damals im Territorium an Rhein und Ruhr – vollständig an einer Eigenheimat. Die peripheren Territorien selbst haben im Rahmen der ökonomischen und politischen Umwälzungen der letzten

15 Jahre besonders in den Neuen Bundesländern ihren alten kulturlandschaftlichen Sinn (etwa die sozialistische Eigentlichkeit der Braunkohlegebiete) verloren. In den Alten Bundesländern (etwa beim ehemaligen ‚Ruhrgebiet‘) wird er gezielt zerstört, weil er als nicht mehr zeitgemäß angenommen wird. Es fehlt aber an der Etablierung einer neuen Eigenheimat, einer neuen Kulturlandschaft. Die Eigenheime stehen wir Inseln im Meer.

Eine obsoletere Lösung wäre es, die Leute an die nächstliegende Stadt oder aber an ein Dorf zu binden (dazu siehe etwa Weiss 1993). Denn Anbindung an einen Ort, setzt einen Ort, an den es lohnt, sich zu binden. Diese aber sind in den letzten Jahren durch konzertierte Desurbanisierungsaktionen von Politik, Wirtschaft und Bevölkerung entfunktionalisiert, entwertet und entdeutet worden, was ihre Möglichkeit, Eigenheimat, urbane Kulturlandschaft zu bilden, minimiert. Es kann sich zudem gar nicht um Anbindung handeln, es muß um Geheimnis und Situation, also um eigene, gemeinsame, nach innen sozialisierende und nach außen abgrenzende Inhalte und Strukturierungen des Lebens und um Handlungsmöglichkeiten gehen.

Was konkret zu tun ist bleibt hier offen. Man muß es vor allem auch den Leuten selbst überlassen.

## Literatur

Vilém Flusser; Wohnung beziehen in der Heimatlosigkeit (Heimat und Geheimnis - Wohnung und

Gewohnheit), Vortrag 1985 beim 2. sog. »Kornhaus-Seminar« zum Thema »Heimat und Heimatlosigkeit«

in Weiler (Allgäu) zit. nach <http://userpage.fu-berlin.de/~zosch/ops/flusser.html>

Eduard Führ, Daniel Stemmrigh; ‚Nach gethener Arbeit verbleibt im Kreise der Eurigen‘. Arbeiterwohnen im 19. Jahrhundert; Wuppertal 1985

Eduard Führ; Wieviel Engel passen auf die Spitze einer Nadel? in: E. F.; Worin noch niemand war: Heimat; Wiesbaden 1985

Eduard Führ; ‚Kulturlandschaft‘ als kulturpolitisches Konstrukt am Beispiel des Ruhrgebiets; in: Dieter Genske / Susanne Hauser (Hg); Umwelt - Zeichen - Fläche - Raum; Berlin, Heidelberg, New York 2003, S. 33-72

ILS Trends (Nachrichtenblatt des Instituts für Landes- und Stadtentwicklungsforschung des Landes Nordrhein-Westfalen) 1/ 2004

Beate Mitzscherlich; Heimt. Die Konstruktion eines Lebensgefühls; in: Psychologie heute, Heft 9/97, S. 29 - 35

Jean Paul Sartre; Das Sein und das Nichts. Versuch einer phänomenologischen Ontologie (1943); Hamburg 1952

Georg Simmel; Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung (1908); Frankfurt/ M  
1992

Thomas Sieverts; Zwischenstadt zwischen Ort und Welt Raum und Zeit Stadt und Land; (1997);  
Braunschweig/Wiesbaden 1999

Ulrich Wehler; Deutsche Gesellschaftsgeschichte 1849 – 1914; München 1995

Günther Weiss; Heimat vor den Toren der Großstadt. Eine sozialgeographische Studie...; Köln 1993